

+

«WIR WOLLEN

UGLIER

WERDEN»

ZWEI KLASSIKMUSIKERINNEN MACHEN GEMEINSAM

JAZZ. SIE SUCHEN DIE FREIHEIT. ABER AUF IHRE

EIGENE, STRUKTURIERTE ART.

XENIA KLAUS



Lea Gassers und Sylvie Klijns Zusammenarbeit entstand aus einer Freundschaft und die Freundschaft aus dem Gefühl, «a tiny bit lost» zu sein. Ein bisschen verloren. 2019 zog Sylvie Klijn von Amsterdam nach Lausanne, um an der HEMU Jazzgesang zu studieren. «Am ersten Tag des Masters waren etwa 60 Studenten da. Und fünf Studentinnen.» Als sie Lea Gasser begegnete, dachte sie sich «Ah, du bist die andere». Die andere war Akkordeonistin und auch «a tiny bit lost». Weil sie und Klijn noch etwas teilten: Eigentlich hatten beide wenig Ahnung von Jazz. Sie hatten Ausbildungen als klassische Musikerinnen durchlaufen.

Den Master haben Gasser und Klijn mittlerweile abgeschlossen, beide sind in Lausanne geblieben. Klijn hat kürzlich einen neuen Proberaum im Quartier Le Flon bezogen. Unten hat gerade ein neuer Jazzclub eröffnet, es riecht noch dezent nach Farbe, der Raum ist fensterlos, es stapeln sich Perkussionsinstrumente, in der Ecke steht ein Klavier, an den Wänden hängen bunte Tücher. Letztes Jahr haben Klijn und Gasser als «Oxeon» das erste gemeinsame Album veröffentlicht, hier proben sie. Oxeon ist eine Wortmischung aus Vox und Akkordeon, unlängst haben sie noch Pedals zu ihrem Setup hinzugefügt. «The Pedals ça réuni»; «Die Pedals verbinden, sagt Klijn, sie und Gasser sprechen untereinander eine Mischung aus Französisch und Englisch.

Dass die zwei, beide sind Anfang dreissig, beim Jazz gelandet sind, ist irgendwie logisch. Aber gerade deshalb hätte auch alles anders kommen können. Sie probieren gerne aus, nicht nur in der Musik, um falls es nicht passt, eben etwas anderes zu machen.

LIEBER MEDIZIN ODER HÜRDENLAUF?

Lea Gasser kam zum Akkordeon wie Generationen von Zürcher Schulkindern zu ihren Instrumenten: In der zweiten Klasse, am Tag der offenen Tür der Musikschule in der Kantonsschule Enge. In der engeren Auswahl waren neben dem Akkordeon noch das Klavier – «weil eines Zuhause stand» – und die Trompete – «weil es einen Ton machte». Während des Gymnasiums habe sie weniger gespielt als die meisten, die es später ans Konservatorium verschlägt. Nicht weil sie faul gewesen wäre, sie hatte einfach wenig Zeit. Sie rannte für den LC Turicum Mittelstrecken, 400 Meter Hürden und 800 Meter. Gasser trainierte fast täglich, am Wochenende fuhr sie an Wettkämpfe, sie war gut, holte Medaillen an Nachwuchsschweizermeisterschaften. Irgendwo dazwischen packte sie das Akkordeon und die Schule in die Tage. Eigentlich hatte sie sich schon gegen das Musikstudium

entschieden, Medizin interessierte sie. «Aber dann rief ich aus den Ferien den Akkordeonlehrer an und sagte ihm, ich wolle doch die Prüfung machen.»

Ein Gymnasium in Regelzeit zu absolvieren, Leistungssport zu treiben und fast wie nebenbei noch auf so hohem Niveau Musik zu machen, ist eigentlich ein Programm, für dessen Absolvierung man dem Wahnsinn anheim gefallen sein muss. Gasser zuckt mit den Schultern und lächelt etwas verlegen, wenn man sie fragt, wie zum Teufel sie das gemacht habe. Sie hat es einfach gemacht. Sie ging zur Schule, sie rannte, sie spielte. Gasser und Klijn haben darin eine ähnliche Art: Sie sprechen mit Ruhe und Selbstverständlichkeit über die eigenen Leistungen. Und ohne Überhöhung des Musikerinnenberufs. Man macht es eben. Man liebt es eben. Man ist eben gut darin. Aber man hätte auch andere Sachen machen, lieben und darin gut sein können.

SIE SPRECHEN OHNE
ÜBERHÖHUNG ÜBER IHRE
MUSIK – MAN MACHT SIE
EBEN. MAN LIEBT SIE EBEN.
MAN IST EBEN GUT DARIN.
ABER MAN HÄTTE AUCH
GANZ ANDERE SACHEN
MACHEN, LIEBEN UND
DARIN GUT SEIN KÖNNEN.

Nach dem Bachelor hatte Gasser genug von der Musik, ganz wohl fühlte sie sich am Konsi nie «irgendwie blieb ich immer etwas fremd». Gasser legte das Akkordeon weg, arbeitete und begann ein zweites Studium als Umweltingenieurin. Dann bot man ihr eine Musiklehrerinnenstelle an und Gasser begann auch daneben, wieder mehr zu spielen. «Ich merkte, dass ich nicht mehrere Sachen wirklich gut machen kann. Ich musste mich entscheiden. Aber zurück zur Klassik wollte ich nicht.» Sie erinnerte sich an ein Jazztrio, das sie einmal gesehen hatte. «Ich fand diese eigenen Projekte, die alle im Jazz haben, bewundernswert. Ich wollte das auch.» Gasser entschied sich für die Musik und nach Lausanne zu kommen.

Klijn hingegen weiss genau, wieso sie einst das Klavier gewählt hat. Die grosse Schwester spielte und sie wollte machen, was die Grosse machte. Nach der Schule plante Klijn, ein Jahr Konservatorium einzulegen. Nur eines, so wie andere ein Zwischenjahr machen. Am Ende hatte sie einen

Masterabschluss als klassische Pianistin in der Tasche und sass regelmässig als solche auf der Bühne. Ganz wohl war auch ihr bald nicht mehr. «Ich machte die Aufnahmeprüfung an einer Schauspielschule, wurde aufgenommen, aber dann entschied ich mich dagegen.» Klijn schrieb sich stattdessen für ein Master in «Kultur und Gesellschaft» ein und schloss ihn ab. Während ihres Studiums am Konservatorium war sie schon einmal als Austauschstudentin in Lausanne gewesen. Eine Jazzsängerin, die sie dort kennengelernt hatte und mit der sie in Kontakt geblieben war, überzeugte sie schliesslich, zurückzukommen. Nach Lausanne und zur Musik. Diesmal zum Jazz. «Ich wollte mehr Freiheit.»

«DER TON IST OFT PATERNALISTISCH»

Freiheit und «a tiny bit lost» sind nah beieinander. Wer das eine sucht, findet meist auch das andere. Klijn wusste, dass das Navigieren dieser Ambivalenz mehr Spass macht, wenn man die Erfahrung teilen kann. Sie war begeistert, als sie am ersten Tag des Masters auf Gasser traf. Sylvie Klijn schlug Lea Gasser schon in den ersten Wochen vor, zusammen als Duo zu spielen. Gasser war vorsichtiger, hatte Respekt. Im Jahr darauf taten sie sich für einen Wettbewerb zusammen. Mittlerweile haben sie ein Album beim Berner Label Anuk veröffentlicht. Lukas Thoeni, von diesem Label, sagt: «Innerhalb der Möglichkeiten eines Akkordeon und einer Stimme wird sehr, sehr viel ausgelotet. Und dank der akkordischen Qualität des Akkordeons hat die Musik fast etwas von einem Stringquartett, einfach in einem kleineren Klangkörper.»

Was Gasser und Klijn an diesem ersten Tag aufeinander aufmerksam werden lassen, ist mittlerweile auch zu einer Ambivalenz geworden. «Aktuell bringt es uns etwas, Frauen zu sein. Vielerorts will man Frauen buchen, die Auswahl an Frauen, die Jazz machen, ist aber immer noch nicht riesig», sagt Klijn. Das habe aber auch eine Schattenseite. Gasser sagt: «Man begegnet uns anders als männlichen Musikern. Der Tonfall ist vielerorts immer noch paternalistisch. Wir werden zum Beispiel einfach als «das Frauenduo» angekündigt, während die Männer, die vor oder nach uns spielen, lang und breit als die grossen, tollen Musiker angesagt werden.»

KEINE KLASSISCHEN CHANSONS

Was Klijn und Gasser nach diesem ersten Tag bald aneinander zu schätzen lernten, ist mittlerweile zu dem geworden, was Oxeon musikalisch ausmacht: ein gemeinsames Navigieren in der Freiheit.



Lea Gasser (links) und Sylvie Klijn sind Oxeon

Gasser und Klijn nehmen Stücke aus der Klassik – das erste Lied des Albums basiert zum Beispiel auf einem barocken Opernstück – und arrangieren sie für Klijns Stimme und Gassers Akkordeon neu, oder sie komponieren selber. Manchmal hört man kurz Kammermusik von anno dazumal, manchmal Pop von heute, und immer wieder drückt eine Das-Leben-ist-zwar-Hart-aber-schön-Atmosphäre durch, die an Folk erinnert. Klijn singt auf dem ersten Oxeon-Album «Somewhere far» auf Italienisch, Holländisch, Französisch und Englisch. «Wir haben nur die Stimme, das Akkordeon und die Pedals. Darin unsere grösstmögliche Spannweite zu entdecken, ist ein faszinierender Prozess», sagt Klijn. Für Gasser gibt es eine Ausnahme: «Ich will keine klassischen Chansons machen. Mit dem Akkordeon bist du so schnell in dieser Schublade, dass ich eine Aversion dagegen entwickelt habe.» Gasser und Klijn nennen den Stil, der so entsteht, «colorful and intimate Jazz».

«Jazzverwandt, aber keinen Brecheisenjazz»

hingegen nennt es Lukas Thoeni von Oxeons Label. Er meint damit: «Lea und Sylvie haben den Mut zur Schönheit, der anderen Jazzmusikern manchmal fehlt». Ohne dass Schönheit je in Kitsch kippen würde. «Dass das Akkordeon gut intoniert, davon darf man ja ausgehen. Aber wie Sylvie ihre Parts intoniert, ist technisch wirklich exzellent, sie und Lea beherrschen es meisterhaft, zu einem gemeinsamen Klangkörper zu werden. Die so entstehende Intimität kommt an Auftritten noch besser rüber

als auf Aufnahmen. Ohne, dass sie sich je vom Publikum abschotten.» Gemäss Thoeni treten die beiden Musikerinnen auf der Bühne so auf, wie sie es auch daneben tun: «Was mir an Oxeon am besten gefällt, ist ihre instrumentale Leichtigkeit:

«LEA UND SYLVIE HABEN DEN MUT ZUR SCHÖNHEIT, DER ANDEREN JAZZMUSIKERN MANCHMAL FEHLT. (...) SIE BEHERRSCHEN ES MEISTERHAFT, ZU EINEM GEMEINSAMEN KLANGKÖRPER ZU WERDEN.» LUKAS THOENI

Lea und Sylvie spielen sehr schwierige Sachen so, dass es wie das einfachste der Welt wirkt. Sie bringen Komplexität mit entspannter Nonchalance auf die Bühne.»

ZWEI ANFÜHRERINNEN

Intimität setzt Vertrauen voraus. Und Respekt. «Was ich an diesem Projekt so schätze, ist, dass

wir beide Anführerinnen sind», sagt Gasser «Anführerinnen, die sich gegenseitig zuhören.» Man merkt den zwei an, dass sie es sich gewohnt sind, genau das zu tun: sehr genau zuhören. Klijn und Gasser fallen sich während zwei Stunden kein einziges Mal gegenseitig ins Wort. Sie ergänzen sich, sie widersprechen sich auch mal, aber wenn Gasser spricht, blickt Klijn ihr aufmerksam ins Gesicht und unterbricht nicht. Und umgekehrt. Die beiden müssen auch kommunizieren: «Wir haben die Tendenz, uns gegenseitig sehr schwierige Parts zu schreiben.» «Stimmt, was du meiner Stimme manchmal zumuten willst, ist schon etwas extrem», sagt Klijn.

Dass beide Anführerinnen sind, funktioniert vielleicht deshalb, weil sie ähnlich arbeiten. «Wenn du mit Jazzmusikern, die in vielen Projekten arbeiten, probst, kann es sein, dass sie die Notenblätter noch nicht einmal durchgesehen haben», sagt Klijn. Wenn Oxeon probt, kommen beide vorbereitet. Zu vorbereitet manchmal: «Unsere Kompositionen sind sehr detailliert. Nicht wie manche andere, die mit einem Blatt kommen, auf dem eine Melodie und vielleicht noch eine Baseline steht. Für Jazz wollen wir vielleicht alles zu gut machen, wir sind zu wenig rude. Das ist teils Deformation professionelle von Klassikmusikerinnen und Teils unsere Persönlichkeit», sagt Klijn. «Daran arbeiten wir aktuell. Wir wollen wilder und uglier werden.»